

Christine Teichmann

Gaukler

Roman



Über dieses Buch

Dora ist genau im richtigen Alter, um aus dem bisherigen Trott ihrer Ehe mit Erich und den Jahren mit den Kindern herauszuwachsen und sich auf die Suche zu machen: nach ihren Wurzeln und ihrer Zukunft. In dieser Übergangszeit stirbt die Mutter, zu der Dora viele Jahre keinen Kontakt hatte. Der Weg zum Begräbnis wird zu einer Reise in die Vergangenheit. Doras Eltern waren Clowns, Straßenkünstler, Gaukler, die mit verblichenen Kostümen auf kleinen Veranstaltungen eine anständige Show auf die Beine stellten. Ihren hohen Ansprüchen an Auftritte und Privatleben wurden sie trotz der Verachtung ihrer Herkunftsfamilien und gegen alle Strömungen der Zeit gerecht. Bis der Vater stirbt, bis ein Geheimnis platzt, bis die Mutter stirbt, bis die Geschwister sich endlich zusammensetzen – und dort anknüpfen, wo sie vor Jahrzehnten aufgehört haben: bei ihrer tiefen und unausgesprochenen Verbundenheit miteinander.

Christine Teichmann

Gaukler

Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2017

1. Auflage Oktober 2017

literatur nr. 80

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Maria Ankowitsch

Coverfoto: Ulrike Rauch

Foto der Autorin: Eva Eberl

Druck: Bookpress.com

ISBN 978-3-903144-26-2

|

Das schreckliche Schafkostüm dämpft nur kurz die Flammen, das Feuer brennt schon lange und ist stark. Das Fell beginnt zu glimmen, die Augen – zwei gelbe Glasperlen, die durch einen schwarzen Strich halbiert scheinen – lösen sich und rollen zwischen die glosenden Balken. Beim Gedanken, sie könnten morgen unversehr aus der Asche starren, schaudere ich unwillkürlich.

Tina lacht trotz des beißenden Geruchs zum ersten Mal befreit, seit wir Geschwister uns gestern nach vierzehn Jahren wieder getroffen haben.

»Wo ist die monströse Blume?«, ruft sie aufgeregt. Ihre Wangen glühen nicht nur von der Abwärme des Scheiterhaufens. Unser Bruder Timo bläst sich eine schwarze Locke aus den Augen und zieht einen Keramiktopf aus dem wirt aufeinandergeschichteten Haufen von Requisiten und Kostümen. Daraus ragt ein pflanzenähnliches Gebilde aus Stoff und Draht. Wir haben einander gestern Nacht geschworen, bei keinem Stück »Schade!« zu sagen. Aber angesichts dieses Wunderwerks der Technik muss ich mir auf die Lippen beißen, um nicht »Halt!« zu rufen.

Papa hat so viele Stunden daran gebastelt, nach jeder Vorstellung bedurfte es der Wartung und Reparatur. Im Verlauf der Clownnummer konnte die Blume ihren Kopf hängen lassen, plötzlich auf die fünffache Höhe ausfahren, alle Blätter verlieren und schließlich ganz aus dem Topf verschwinden, wenn das schreckliche Schaf die arme Pflanze endgültig fraß.

Ich weiß, warum Tina ihr keine Träne nachweint. Für jede Vorführung musste eines von uns Kindern in das unmöglich heiße Schafkostüm schlüpfen, in dem man sich nur äußerst mühsam auf allen Vieren fortbewegen konnte. Meine Geschwister stritten immer darum, wer den schweißtreibenden Galopp über die Bühne machen sollte. Manchmal, weil beide, manchmal, weil keiner der beiden der Pflanze blökend zu Leibe rücken wollte. An mich dachte ohnehin niemand, meine Rolle als Zuschauerin und Bedienerin der Musikanlage war klar definiert. Meine Kenntnisse des schrecklichen Kostüms rühren eher von den Anproben, für die wiederum Timo und Tina keine Zeit und Geduld aufbrachten. Im Inneren des Kopfes stank es nach Schweiß und Lanolin, und durch das Maul konnte man nur einen kleinen Ausschnitt des Bodens sehen. Oft genug musste derjenige, der das Schaf gab, mehrmals über die Bühne galoppieren, bis er den Topf überhaupt fand. Unsere Eltern, die Clowns Benno und Eurydike – Mama hatte ihren absurden Vornamen auf die Bühne mitgenommen –, jagten hinterher und stolperten über die Requisiten und ihre eigenen Füße. Im Gegensatz zu Tina und Timo mochte ich die Nummer, aber ich mochte schließlich alle Nummern unserer Eltern. Den Finger über dem Abspielknopf des Kassettendecks, verlor ich mich manchmal derart im Geschehen, dass ich, obwohl ich alle Stücke schon hundert Mal gesehen hatte und auswendig kannte, meine Einsätze verpasste. Wenn ich endlich die Applausmusik abgespielt hatte und Benno und Eurydike an mir vorbei von der Bühne gingen, traf mich Mamas strafender Blick.

Papa sah immer fragend zu mir, als ob er sich die Bestätigung holen wollte, dass die Aufführung gut gewesen sei.

Ich nickte, und er lächelte. Meine Fehlleistung hatte er gar nicht bemerkt oder mit dem Schlussapplaus weggelacht.

Ich nehme Timo die Pflanze aus der Hand. An der Unterseite des Topfes ist ein Knopf, den ich noch einmal drücke. Der Stängel schiebt sich auseinander und die rote Blüte schwankt plötzlich einen Meter über meinem Kopf im Abendwind. Wenn die Blume, die die Clowns in der fraglichen Nummer betreuen sollten, den Kopf hängen ließ, wurde sie im Überschwang begossen, woraufhin Benno den Topf zu retten hatte, bevor er davonschwimmen konnte. Dabei betätigte er diesen Auslöser, der das wunderbare Wachstum verursachte. Am meisten mochte ich die anschließende Föhnszene, wenn die verzweifelten Clowns versuchten, die patschnasse Pflanze wieder aufzutrocknen. Mama hatte einen Beutel mit grünen und roten Papier-schnitzeln im Ärmel ihres Fracks. Wenn sie den Föhn aufdrehte, ließ sie unbemerkt die Blätter in den Luftstrom fallen, sodass die Bühne in einer Wolke von Laub verschwand. Papa stürzte inzwischen zur Pflanze, als ob er sie vor dem Sturm schützen wollte, und streifte mit einem geschickten Griff alle am Stängel befestigten Blätter ab, bevor sich noch die Papierfetzen gelegt hatten. Es sah aus, als hätte der Föhn die Blume kahlgefegt.

Ich hole aus und werfe die Pflanze ins Feuer. Das Gefäß zerbricht, die Stoffblätter flammen auf, der Draht und all die Federn, Schnäpper und sonstiges Zeug, die die Mechanik des Dinges ausmachten, zerfallen und verschwinden zwischen den brennenden Scheitern.

»Der Rauch beißt in den Augen«, meint Timo und kramt mit spöttisch gekräuselten Lippen zwischen den Gegen-

ständen, die ihrer Verbrennung harren, bis ich mir verstohlen die Tränen abgewischt habe. Ich knüllte das Papiertaschentuch zu einem Ball, den ich mit Nachdruck in die Flammen schleuderte.

2

Gestern beim Begräbnis habe ich nicht geweint. Onkel Hermes stand am Rednerpult der Aufbahrungshalle und sang eines dieser schwülstigen Schubertlieder. Neben mir konnte ich Tina auf kleiner Flamme kochen spüren. Immer wieder schoss sie giftige Blicke zu Timo, der Mutters Bruder eingeladen hatte, den musikalischen Teil der Trauerfeier zu gestalten.

»Er hätte mich fragen müssen!«, hatte sie sich vorher bei mir beklagt. »Zuerst kümmert er sich um gar nichts, lässt mich alleine mit der Polizei und allem fertig werden, und dann lässt er diesen verdammten Hermes ...«

Tina verzieh Mamas Familie nie, was unsere Mutter selbst stillschweigend akzeptiert hatte. Ihre gutbürgerlichen Eltern hatten sich von ihr distanziert, als sie begann, an Papas Seite im Zirkus aufzutreten. Eine Zeit lang schienen sie noch zu glauben, dass sie wieder zur Besinnung kommen und in die ihr vorgezeichneten Bahnen einer höheren Tochter zurückkehren würde. Aber als sie sich sogar schwängern ließ, ohne daheim um Hilfe und Verzeihung anzuklopfen, wie ihr Vater prophezeit hatte, brachen sie endgültig allen direkten Kontakt ab. Als unwilliger Vermittler diente Mamas Bruder Hermes, der von den Großeltern in unregel-

mäßigen Abständen losgesandt wurde, um Daten und Bilder der Enkel einzuholen – sowie die Bestätigung, dass es Eurydike mehr schlecht als recht mit »ihrem Gaukler« ging.

Hermes war kein Götterbote, auch wenn ihn seine Eltern dazu erkoren hatten, das Bindeglied in der Knabe'schen Familiensache zu sein. 1950 geboren, stellte er das erste Lebenszeichen nach dem Krieg dar. Die Tochter, die mit großem Abstand ein spätes Familienglück vervollständigen sollte, trug den Auftrag, nicht nach hinten zu blicken, im Namen: Eurydike durfte zum Licht gehen, solange sich niemand umsah. Sie sollte nichts fragen, sollte Klavierstunden nehmen, eine Unberührbare sein, der kein Schmutz anhaften konnte.

Mein Bruder Timo und ich saßen aus ganz unterschiedlichen Motiven auf der Wohnzimmerbank, wenn Mama am Klavier übte. Obwohl »Üben« ihr Spiel schlecht beschreibt, denn ich kann mich eigentlich nicht erinnern, je beim Wiederholen einer fehlerhaften Passage Zeuge gewesen zu sein. Sie spielte über alles hinweg, als wäre ihr Ziel ein anderes als die makellose Wiedergabe der Noten.

Gegen Ende eines Musikstückes rasten ihre Finger immer rastloser über die Tasten. Ein fast unheilvoller Drang suchte sich in immer wilderen Notenfolgen einen Weg aus ihr heraus zu verschaffen und fand seinen Ausdruck im Crescendo des Schlussakkordes. Wie zwei mächtige Spinnen erstarrten dann ihre Hände auf den niedergedrückten Tasten, ihr Kopf war nach vorne geneigt, als spräche sie ein stilles Gebet. Erst wenn der letzte Nachklang dem Raum entflohen war und die ersten Geräusche von draußen sich wieder Gehör verschafften, löste sie ihre Finger, und aus den verkrampften weißen Gliederfüßern wurden wieder die tüchtigen Hände unserer Mutter.

Ihr Blick brauchte länger, um in unser Haus zurückzukehren. Ich weiß nicht, in welche Fernen sie durch die Notenblätter hindurch schaute. Ich weiß nur, dass sie immer noch lange dort blieb, auch wenn sie später unser Abendessen richtete, selbst wenn sie mit uns sprach.

Timo liebte die Musik. Während er zurückgelehnt mit geschlossenen Augen der Melodie nachspürte und nur bei jedem falschen Akkord mit den Lidern zuckte, verfolgte ich Mamas Bewegungen und Mienenspiel aufmerksam. Die Stücke waren mir gleich. Ich wusste, dass sie aus einem beschränkten Repertoire wählte, und erkannte die Klangfolgen an den ersten Takten, ohne sie und die dazugehörigen Komponisten nennen zu können. Was mich faszinierte, war die fremde Frau am Stutzflügel, die mit ihrem Spiel eine Rechnung zu begleichen schien.

Auf alten Kinderfotos trug unsere Mutter immer Weiß. Ihre brünetten Locken waren perfekt arrangiert, als könnte sie nie ein Windhauch berührt haben. Daneben stand ihr Bruder Hermes im Matrosenanzug der Wiener Sängerknaben.

Die Knaben gehörten einem Bildungsbürgertum an, das die Nazis fast völlig vernichtet hatten. Und mit ihm einen Großteil der Onkeln und Tanten, Urgroßeltern, Cousinen und Cousins. Wie durch ein Wunder hatten sich zu Kriegsende der Altgriechischlehrer und die Künstlerin wieder gefunden, die sich ausgerechnet im Frühling 1938 verliebt und bald darauf verloren hatten.

Sebastians Veränderung war offensichtlich: Er hatte einen Arm eingebüßt. Adele war auf subtilere Art verwandelt. Was sie in den Kriegsjahren verloren hatte, blieb dem äußeren Blick verschlossen. Ohne zurückzublicken stürzten

sie sich in eine Ehe, die das Überleben zelebrieren sollte. Sie wurde zur Begräbnisstätte allen Gefühls. Sie sprachen nicht darüber, was ihnen in den Jahren der Trennung widerfahren war, sie betrauernten ihre umgekommenen Verwandten nur soweit, wie es möglich war, ohne in den Abgrund zu stürzen, der sich auftat, wenn sie länger oder genauer hinsahen – an die Russlandfront, in die Bombenkrater, nach Theresienstadt.

Ich kannte unsere Großmutter nur als alte Frau mit verkrüppelten Fingern, die in ihrer Steifheit und Farbe dürrer Zweigen glichen. Ein einziges Mal kam sie zu Besuch. Sie umschlich das Klavier wie eine feindselige Katze, wagte aber nicht einmal, das glänzend lackierte Holz zu berühren. Ich mochte sie nicht. Sie hatte die Gewohnheit, denjenigen, mit dem sie sprach, an der Kleidung festzuhalten. Die Angst, die meine Mutter ihr entgegenbrachte, ließ auch mich unter diesem Griff und ihrem harten Blick erstarren.

»Mach den Flügel auf«, zischte sie und knetete meinen Pullover zwischen den Fingern. Gehorsam klappte ich den Deckel auf, der die Tasten vor Staub schützte. »Das C!«, befahl sie. Ich drückte auf Geratewohl eine weiße Taste. Ihre Finger bohrten sich in meine Schulter, dass es schmerzte.

»Das C, habe ich gesagt. Kennst du die Noten nicht?«
Ich schüttelte den Kopf.

»Wie kannst du das Kind nur so verblöden lassen?«, fuhr sie meine Mutter an. Timo kicherte von der Tür. Ich entfloh.

»Das Cäää!«, äfften wir in der sicheren Distanz des Kinderzimmers nach.

Viel später fand ich die alten Programmhefte in einem Schuhkarton am Dachboden. Erst wusste ich mit dem fremd klingenden Namen der Konzertpianistin nichts

anzufangen. Dann erkannte ich den Mädchennamen unserer Großmutter. Das letzte Heft war aus dem Jahr 1938.

»Ich musste für sie spielen«, sagte Mama uns einmal. »Wenn ich schlecht spielte, schimpfte sie. Wenn ich gut spielte, konnte sie weinen. Ich weiß nicht, was schlimmer war.«

Es war nur das Pflichtgefühl seinen Eltern gegenüber, das Hermes dazu brachte, mit seiner kleinen Schwester zu sprechen. Ich weiß noch, wie die Zimmertemperatur zu sinken schien, wenn er in unsere Wohnküche trat. Alles, was sein Blick traf, verlor sofort an Wert und wurde schäbig. Im Kontrast zu seinem makellosen Anzug wurden selbst heißgeliebte Kleidungsstücke billig. Unsere Sitzbank unwert, von seinen scharf gebügelten Hosenfalten berührt zu werden. Versuche der Geschwister, ihn mit kleinen Kunststücken zu beeindrucken – etwas, das Paps Schwester Flori immer zu Entzückensschreien und Tante Trude zu wohlwollendem Lächeln hinreißen konnte –, erstickten im Keim. Tina zog sich einen Pullover über, Timo verschwand hinter den Stall, wenn er kam.

Jedes dieser Gespräche endete in Streit. »Du hättest ihm gleich auch den anderen Arm amputieren können!«, hörte ich einmal, als ich die Küchentür öffnete. Erschrocken kehrte ich um und zog sie leise ins Schloss. Im Vorraum blieb ich stehen. Durch die geschlossene Tür konnte ich die schöne Stimme meines Onkels in sich überschlagenden Kadenzen hören.

»Alles, was sie durchgemacht haben! Alles, was sie trotzdem erarbeitet haben! Für uns! Du wirfst ihre Opfer von dir, als gingen sie dich nichts an! Deine Bildung! Dein Feinsinn!«

Nur Onkel Hermes konnte ein Wort wie »Feinsinn« ohne Ironie in einem Gespräch verwenden.

»Dein ganzes Erbe verschleuderst du, um dich halbnackt zu produzieren« – das waren die Feuershows – »oder den Narren für ein stumpfsinniges Publikum zu machen!« – damit waren die Clownnummern gemeint.

Das Desertieren seiner kleinen Schwester hatte er, wenn möglich, noch schärfer verurteilt als die Eltern. Schon der Beitritt zum Turnverein war ein Betrug gewesen, der heimlich stattgefunden hatte, während er in Wien im Internat war. Sie hatte sich ein Stück Freiheit genommen, für die in seiner Welt kein Raum war.

Es galt, die Musik der Mutter erklingen zu lassen, deren gebrochene Finger keine Tasten mehr anschlagen konnten. Es gab Kunst und Wissenschaft – der Rest war unwichtig, lächerlich oder schlimmer: ein Diebstahl am Potenzial, Bedeutendes zu schaffen. Zumindest hätte Eurydike einen Arzt oder Universitätsprofessor heiraten und viele begabte Nachkommen in die Welt setzen sollen.

Nach dem Tod der Großmutter wurden seine Besuche noch seltener. Als kurz danach der Großvater starb, sahen wir Onkel Hermes noch einmal bei dessen Begräbnis, dann nie mehr. Mama hatte noch Kontakt, aber nur in der Kanzlei des Notars, der den Nachlass verwaltete, und dann bei dem Rechtsanwalt, der Hermes' Ansprüche vertrat. Die Streitigkeit ging nicht vor Gericht. Mama, die sonst so kampflustig war, gab sofort bei und verzichtete auf ihren Anteil. Sie erbt offiziell eine kleine Summe und »unter der Hand« ein Sparbuch mit einem größeren Betrag, das ihr der Bruder in Erfüllung eines letzten Versprechens zukommen ließ. Die Innenstadtwohnung, die Kunstgegenstände, die vermuteten Wertpapiere, die ungeklärten Restitutionsansprüche gingen in Hermes' Besitz über. Mama verlor kein

weiteres Wort darüber. Vielleicht glaubte sie selbst nicht an ihren Anspruch, vielleicht verzieh sie sich ihre Flucht aus der Familie nicht und nahm erleichtert diese späte Bestrafung hin. Ich weiß es nicht.

Papa wusste auch nicht viel. Als ich im Geschichtsunterricht auf die Gräueltaten der Nazizeit gestoßen wurde, begann ich natürlich Fragen zu stellen.

»Du hast wahrscheinlich mehr darüber gelernt, als ich dir sagen kann«, seufzte Papa. »Ich bin 1960 geboren. In der Schule haben wir zum Nationalfeiertag gelernt, dass wir jubeln sollen, weil da die Besatzungssoldaten abgezogen sind. Wir waren die armen Opfer, die endlich befreit waren. Dass wir die eigentlichen Täter sind, habe ich erst stückweise und spät erfahren. Der Geschichtsunterricht hörte bei uns mit dem Ersten Weltkrieg auf. Und mit deiner Mutter brauchst du gar nicht erst zu reden. Manchmal ist der größte Respekt, den du jemandem erweisen kannst, dass du ihn in Ruhe lässt.«

Aber die Eltern diskutierten alles miteinander. Das heißt, alles, worauf sie sich letztendlich einigen konnten. Ihre Familien gehörten demnach nicht dazu. Die Montagues und Capulets waren wenigstens beide Adelsfamilien mit ähnlichem Hintergrund. Mamas bürgerliche, gebildete, kunstsinnige Verwandtschaft hatte mit Papas proletarischen Vorfahren keinerlei Gemeinsamkeiten.

»Aber sie müssen doch auf derselben Seite gestanden sein«, warf ich ein.

»Weißt du, wofür das A in NSDAP stand?«, fragte er und wurde dabei rot. Sein Unbehagen war stärker als meine Neugier.

Vielleicht würde ich meine Eltern besser verstehen, wenn ich weitergefragt hätte. Sie hatten doch immerhin

von ihren Familien erzählt, ihr Wissen ausgetauscht, das sie selbst von ihren Eltern erfahren hatten, so knapp und zensuriert es auch war. Dann hatten sie scheinbar beschlossen, das Thema ruhen zu lassen. Hätte Mama Papa die Verfolgung ihrer Mutter vorgeworfen? Dass ihr Vater, den es oft schon anstrenge, einen Korrekturstift zu halten, mit der Waffe in der Hand in den russischen Winter geschickt wurde? Hätte sie ihm vorhalten wollen, dass nur der Verlust seines linken Armes ihn vor Tod oder Gefangenschaft bewahrt hatte? Oder ertrug Eurydike Bennos Scham nicht? Dass er zwar errötete, aber nicht aufhörte, die Liebe seiner Familie zu genießen? Diesen uneingeschränkten Rückhalt aus schmutziger Quelle, den sie bei ihren Leuten vermisste? Oder hatten sie gemeinsam beschlossen, keinen Stellvertreterkrieg zu führen, wo doch der große endgültig vorbei war?

Und jetzt zelebrierte ausgerechnet Onkel Hermes die Trauerfeier für Mama. Ich verstand Tinas Ärger. Aber jedes Mal, wenn ich versuchte, mit ihr darüber zu reden, wurden wir von einem Trauergast unterbrochen, der nach den genaueren Umständen des Todes unserer Mutter fragte.

»Ein Trainingsunfall«, meinte Tina trocken.

»Aber sie hat doch seit Jahren nicht mehr trainiert!«, kam der erstaunte Einwurf.

»Ein Trainingsunfall«, wiederholte sie nochmals mit Nachdruck und warf dem Frager einen Blick zu, der jede weitere Erkundigung verbat.

Zwischen den Reden suchte ich Halt am Erinnerungsbild, das ich – schon ganz zerknittert – in meinen verschwitzten Händen hielt. Tina hatte auf ein Foto aus glücklicheren Zeiten zurückgegriffen. Wer nicht – wie ich

– weiß, dass der glitzerbesetzte Ausschnitt zu einem Zirkuskostüm gehört, könnte meinen, dass Eurydike Tanus, geborene Knabe, in einem Abendkleid in die Kamera lächelt. Ihre dunkelblonden Haare sind wie zu einer Ballfrisur aufgesteckt.

»Sonst hängen deinem Untermann die Fransen in die Augen, wenn du kopfüber arbeitest«, belehrte sie mich, wenn ich ihr half, sich für einen Auftritt zurechtzumachen. »Und bei einer Feuershow musst du erst recht aufpassen, dass keine Strähnen herumfliegen.«

Auch auf diesem Bild hat sie einen etwas schulmeisterlichen Ausdruck, eine gewisse Härte in den Augen, die das Lächeln ihres Mundes nicht übertönen kann. Ihr schlankes Gesicht wirkt fast hager. Nur wenn sie die rote Clownsnase aufsetzte, verwandelten sich ihre Züge auf wundersame Weise. Dann funkelte ihr Blick schelmisch unter dem Wuschel, den zehn Finger und eine Spraydose Haarfestiger aus der strengen Frisur gemacht hatten.

Wir Kinder wünschten uns oft, dass mehr von dem Witz und Charme des Clowns Eurydike in das Alltagsleben der Eurydike Tanus überfließen würde. Aber unsere Mutter war kein lustiger Mensch, nicht einmal ein besonders humorvoller. Die Gags der Clownnummern waren mühsam konstruierte, die mehr den Gesetzmäßigkeiten des Slapsticks gehorchten als einer natürlichen Eingebung oder einem Gespür für Komik. Sie wusste, dass der Clown sich zweimal vom Brett, das der andere über die Schulter trägt, niederwerfen lassen muss, bevor er sich beim dritten Mal ducken darf. Sie trainierte die genauen Abfolgen, die Blicke, wusste Bescheid, wann eine Nummer funktionierte, aber man sah dem fertigen Produkt die Mühe an, die es gekostet hatte.

Ihre eigentliche Liebe galt der Akrobatik. Hier konnte sie sicher sein, dass härteres Training größeren Erfolg nach sich ziehen würde. Die Disziplin entsprach ihrem Charakter. Ihr Körper stimmte dem allerdings nicht zu. Kaum ein Tag verging, an dem Mama nicht über Schmerzen klagte. Wenn es nicht ihre überstrapazierten Muskeln und Gelenke waren, so litt sie an Bauchkrämpfen oder Migräne. Neben ihr erschien Papa immer geradezu unverschämt gesund. Wenn sie ihre Tage hatte und mit leidender Miene auf der Küchenbank kauerte, bekam er schlechtes Gewissen und getraute sich nicht recht, sich in seiner Haut so offensichtlich wohlzufühlen. Nachdem er die übliche Litanei an Angeboten heruntergebetet hatte:

»Soll ich dir Tee kochen?« – »Nein, lass nur.«

»Eine Wärmeflasche?« – »Das bringt auch nichts.«

»Brauchst du etwas aus der Apotheke?« – »Nein, Benno, das hilft ja alles nicht«, verschwand er in den Stall. An der Haustür konnte man ihn aufatmen hören.

Ironischerweise war sein großes Herz das erste, das zu schlagen aufhörte. Dass Mutter ihm jetzt im Abstand von siebzehn Jahren gefolgt ist, erscheint mir wie eine alte Rechnung, die nach vielen Mahnungen endlich doch bezahlt wurde – nicht dieses »plötzlich und unerwartet von uns gegangen«, wie auf der Parte stand.

Ist es wirklich erst zwei Tage her, dass mich der schwarz umrandete Brief in meinem deutschen Exil erreicht hat? Ich schließe die Augen und lasse die Hitze des Feuers meine Seele auftauen. Grenzenlose Müdigkeit setzt ein. Mir scheint, ich habe seit Menschengedenken nicht mehr richtig geschlafen. Die letzte Nacht mit Timo zerredet, die Nacht davor im Zug von Duisburg nach Graz, die Nacht

von Mittwoch auf Donnerstag fast kein Auge zugetan. Warum nur? Ach ja, ich habe meine Ehe auf die Kippe gestellt, aus einer Laune heraus.

3

Vielleicht sollte ich mich nicht beklagen, wie ein Möbel behandelt zu werden, wenn ich die ganze Zeit so unverrückbar am selben Platz stehe, an die Fensterbank gelehnt, die Arme verschränkt, den Blick nach innen und ganz weit zum Horizont gekehrt. Erich versucht immer seltener, mich von dort weg zu bewegen. Solange die Hausarbeit gemacht ist, hat er keinen Grund, sich zu beklagen – eine weniger, mit der er die Wahl des Fernsehkanals diskutieren muss.

Da sitzt er mit den zwei Bezeugungen unserer Verbundenheit auf dem Fernsehsofa und hält eine Schüssel mit Popcorn in der gerechten Mitte. Juliane lehnt an seiner Schulter, und ein kleiner Stich in meiner Magengrube zeigt mir an, dass dies einmal mein Platz war. Wolf sitzt in der unendlichen Distanz seiner dreizehn Jahre, aber trotzdem nah genug, um in den Futternapf zu gelangen – eine Position, die mein Bruder Timo bis ins Erwachsenenalter einzunehmen pflegte.

Juliane blickt kurz zu mir und klopft auffordernd neben sich auf das verbleibende Stück Sitzfläche. Eigentlich möchte ich mich wieder zum Fenster drehen und mich draußen in meinem Inneren verlieren, aber ich zwingen mich zum Sofa und zu meiner Familie. Wolf lässt ein kurzes Knurren hören, als sein Vater ihm deutet, weiter nach außen zu rücken. Erich lächelt mir entschuldigend zu, dann widmet

er sich wieder dem Film. Ich zwänge mich neben unsere Tochter. Links bohrt die Armlehne in meine Hüfte und rechts tut es Juliane schon leid, dass sie mich herbeordert hat. Sie dreht ihren dünnen Mädchenkörper seitlich, sodass ihre linke Hand zwischen Popcornschüssel und Mund hin und her wandern kann, ohne dass sie mehr als den Unterarm bewegen muss. Mir zeigt sie ihren entblößten Rücken. Ich beherrsche mich und ziehe nicht an ihrem hochgegrutschten T-Shirt, das ohnehin nicht bis zum tiefsitzenden Hosenbund reicht.

In der Werbepause verschwindet Juliane auf die Toilette, Wolf in sein Zimmer. Erich trägt die mittlerweile leergegessene Schüssel in die Küche. An der Tür hält er kurz inne, als warte er auf etwas. Dann macht er sich bei der Abwasch zu schaffen. Ich bleibe als Einzige wie versteinert sitzen und starre auf den Bildschirm. Die Werbespots sind um einiges interessanter und witziger als der Film. Ich sehe zu – das kann ich.

Der Thriller beginnt wieder, meine Drei erscheinen wie durch Zauberei, aber ich nehme das als Abgangssignal. Als ich die Badezimmertür hinter mir zusperre, wird mir bewusst, dass wir den ganzen Abend kein Wort miteinander gesprochen haben, und außer meinem automatisierten »Gute Nacht. Vergesst nicht, dass ihr morgen Schule habt!« auf dem Weg ins Bett wird auch keines mehr fallen.

So sehe ich also mit vierunddreißig aus. Ich suche nach meiner Mutter, meiner Schwester, meiner Tochter, den mir teils nur aus alten Fotografien bekannten Großmüttern. Eine ganze Reihe Frauen steht hinter mir und blickt mit mir in den Spiegel. Alle haben sich an dem einen oder anderen

Punkt in ihrem Leben nach ihrer Attraktivität gefragt, Ähnlichkeiten gesucht und an oft unerwarteter Stelle gefunden. In meinem Alter kann man sich wenigstens mit dem Abstand einiger Jahre auf Fotos distanziert betrachten, das eigene Aussehen gut oder schlecht, eine Frisur, die Kleidung passend oder unvorteilhaft finden. Das aktuelle Spiegelbild ist mir immer entschlüpft, lässt sich nicht fixieren, gibt mehr meine Stimmung wieder als mein Aussehen. Heute finde ich mich alt und hässlich, glaube zu wissen, dass sich die ersten Fältchen um den Mund tiefer eingraben. Meine Wangen ziehen sich immer mehr von meiner Nase zurück, geben ihr noch mehr Prominenz. Ich klappe die Seitenteile des Spiegelschranks heraus und betrachte mein Profil: eine Ratte, ein verbittertes Nagetier; nicht mehr Erichs Mäuschen, Papas Zuckermaus.

Ich fülle das Aufbewahrungsgefäß mit Reinigungsflüssigkeit und lasse meine Kontaktlinsen in die dafür bestimmten Körbchen fallen. Sofort wird mein Gesicht weich. Eine Luftspiegelung lässt Maximilian den Großen über meine Schulter schauen. Er betrachtet mich – mal durch meine, mal durch seine Augen. Welchen Namen wird er für mich finden? Ich weiß, dass ihm mein Haar gefällt. Die dichten Locken habe ich von Papa geerbt, die nichtssagende dunkelblonde Farbe von Mama. Sonst habe ich nichts von ihr, ihrem grazilen Körperbau. Ich bin ein Stück größer, so dass meine breiteren Hüften nicht plump wirken – außer in einer schlecht ausgeleuchteten Umkleidekabine, wenn erste Anzeichen von Orangenhaut kleine fatale Schatten auf die Rückseite meiner Oberschenkel werfen. Dank der gnädigen Unschärfe meiner kurzsichtigen Augen kann ich meinen Körper in unserem Badezimmer Spiegel fest und kantig finden und mir vorstellen, wie Maximilian der Große seine

Hände auf meine Beckenknochen legt und mich an sich zieht. »Dora«, flüstert er. Einfach meinen Namen. Nichts weiter.

Draußen ändern sich die Geräusche, der Film ist vorbei – Zeit, das Badezimmer freizugeben. Ich nehme den weißen Bademantel vom Türhaken, wo er neben Erichs blauem hängt. *His and Hers*. Erich bringt immer seltener solche Zwillingsausstattungen für uns mit, ein Segen unserer Entfremdung. Nicht einmal am Beginn unserer Beziehung, als ich fast alles an ihm schätzte, was ihn von meiner verbliebenen Stammfamilie unterschied, konnte ich seinem Hang zur Paaruniform etwas abgewinnen. Gleiche Wanderjacken, Rucksäcke, die sich nur im Fassungsvermögen unterschieden – das größere Volumen die Bestätigung seiner Männlichkeit –, so begingen wir unsere ersten gemeinsamen Ausflüge.

Erich hat mich in die Berge gebracht – kein Aufenthaltsort für Artisten, zu wenig Publikum. Dabei wären meine Eltern mit ihrer equilibristischen Begabung durchaus für Klettereien geeignet gewesen. Außerhalb des notwendigen Trainings für ihre Auftritte waren sie aber erstaunlich unsportliche Leute. Freizeit – sofern es so etwas für sie überhaupt gab – bedeutete, sich mit einer Flasche Rotwein in den Garten zu setzen. Die wenigen konventionellen Urlaube, die wir als Familie verbrachten, führten uns alle ans Meer. Binnen kürzester Zeit eroberten sie einen Platz am Strand, vorzugsweise eine kleine Bucht, deklarierten sie für die Dauer des Aufenthalts zu unserem Eigentum und verteidigten diese Territorialansprüche vehement.

»Entschuldigen Sie«, entrüstete Benno sich gegenüber Eindringlingen, »wir waren zuerst da. Diese Bucht

ist belegt!« Er atmete ein und zeigte seine beeindruckende Brustweite. Seine immer aufrechte Gestalt nahm militärische Haltung an. Mama trat hinter ihn und flüsterte ihm deutlich hörbar zu: »Benno, sag ihnen, sie sollen verschwinden. Wir wollen unsere Ruhe.« Das genügte meist, um die andere Familie zu überzeugen, dass sie es an einem anderen Platz gemütlicher hätten. Uns Kindern war das unglaublich peinlich.

»Ihr benehmt euch wie die letzten Proleten!«, würden wir sie zurechtweisen, aber das bestätigte sie nur: Sie hatten genau diesen Typ Urlauber gespielt, ein Stück Straßentheater mit großem Erfolg aufgeführt und lehnten sich jetzt in der eroberten Nische zurück und genossen statt Applaus den besten Abschnitt des Strandes.

Sie genierten sich nie. Wenn die beiden gemeinsam agierten, war es immer eine Show, man konnte fast die Zirkuskapelle spielen hören. Egal, ob es um den Platz am Strand oder die Bedienung im Restaurant ging. Sie warfen einander die Stichwörter wie einen Beachvolleyball zu. Sie mussten nie vorher besprechen, wohin die Handlung des Stücks führen sollte, und nachher konnten sie sich noch lange bei einer ihrer Flaschen Rotwein damit unterhalten.

Urlaub mit Erich ist dagegen immer mit Leistung verbunden, unsere Gläser Wein müssen verdient sein. Auch als die Kinder noch klein waren, gab es keine gemütlichen Badeurlaube, eher eine Radtour mit Anhänger oder Bergsteigen mit Rückentragen. Mittlerweile hat sich die Anstrengung auf eine kulturelle Ebene verlagert, jetzt erarbeiten wir unsere Mahlzeiten durch Begehen von Museen und Kirchen, Besteigung von Burgbergen und Glockentürmen.

Zu Beginn unserer Beziehung waren wir vor allem im Gebirge unterwegs, wo Erich sich ganz anders als in der Stadt bewegte. Nicht dass sein Tritt auf einer asphaltierten Straße weniger sicher gewesen wäre als im schroffen Gelände, aber zwischen den Dolinen und Karen, den Geröllhalden und Almmatten war er von Elastizität und Freude an jeder Bodenberührung geleitet, die ihn als spürbare Aura der Begeisterung umgab. Es war ansteckend. Ich liebte ihn.

Meine Trittsicherheit ist nie in Frage gestanden, so hatte ich an meiner ersten Abfahrt auf einem Schuttkegel Spaß daran, auf den Fersen in einer kleinen Gerölllawine abwärts zu rutschen. Erich lächelte mir anerkennend zu, und ich wuchs in seiner Zustimmung über mich hinaus. Ich mochte es, in größeren Höhen unterwegs zu sein, abseits der gut besuchten Hütten und ausgeschilderten Wege, dort, wo es einsam wird. Zerfurchte Hochebenen, mit spärlichen Krüppelkiefern und zarten Alpenblumen bewachsen, weiße Kalkfelsen, deren Schroffheit bizarre Formen annimmt, dazwischen satte Flecken dichten Almgrases, auf denen man sich unter freiem Himmel lieben kann. Wolf wurde so gezeugt, glaube ich – so genau kann ich das nicht sagen –, aber zwei Wochen nach unserer Gebirgsüberquerung, zurück in unserem grauen deutschen Domizil, blieb meine Regel aus.